

Vollversammlung 11. März 2015

Referat Prof. Dr. Ralph Kunz,

Professor für Praktische Theologie, Universität Zürich

"Ich bin der ich bin" - Theologisches zur seelsorglichen Identität¹

Das "Ich" in der Seelsorge ist wie das "Ich" in der Predigt nicht immer dasselbe. Wir wechseln in der 1. Person Singular zwischen dem biographischen, bezeugendem und exemplarischen Ich hin und her und lassen mit Bezug auf den Glauben auch den "Ich-bin-der-Ich-bin" mitsprechen. Mein "Ich" wird zum Raum, in dem das Gegenüber den Anderen treffen kann und sich selbst neu sehen lernt. Behält das Ich der Seelsorgenden im Wechsel der Fronten und Perspektiven das, was lange Zeit "Identität" genannt worden ist? Lässt sich so etwas wie eine spezifische seelsorgliche Identität ausmachen? Falls es sie gibt: Wie wäre diese mit Blick auf den postmodernen Identitätsdiskurs zu fassen?

Liebe Kollegen und Kolleginnen

Geschehe im Regionalspital Burgdorf. Der junge Vikar tritt ins Zimmer. Die ältere Patientin, allein, sieht ihn an, erstaunt und etwas irritiert bellt sie. „Wer sind Sie?“ Die Frage bringt den Anfänger aus dem Konzept, stoppt ihn und macht ihn perplex. Sein Professions-Ich ist noch nicht so elastisch, dass er die Geistesgegenwart hätte, zu antworten, wie es sich gehört. „Grüezi Frau Meier, ich heisse Kunz. Ich bin Vikar und Seelsorger im Haus. Wie gaahts‘ ine?“

Noch ist er nicht routiniert und erschrickt. „Wer sind Sie?“ Natürlich, sie kennt ihn nicht und sieht ihn zum ersten Mal. Pfleger ist er nicht. Als Seelsorger kommt er, aber das ist nicht erkennbar. Uniform hat er keine und die Plakette, auf der dann steht Pfr. Kunz – obwohl er noch gar keiner ist – die hat er auch noch nicht.

Er fragt sich. Wer bin ich? Einer, der durch die Türe kommt: eintritt, eindringt, aufsucht, heimsucht, sich einmischt, nachfragt. Als wer komme ich und wessen Bote bin ich? Der Schreck wäre verflogen und die Episode vergessen, wenn das Gespräch nicht die Richtung genommen hätte, die es danach nimmt. „Was wollen

¹ Unredigierte Notizen für die Rede am 11. 3.2015

Sie von mir? Weshalb besuchen Sie mich? Was kümmert Sie mein Schicksal? Bilden Sie sich ein, mir helfen zu können?“ Sie fragt wie die Inquisition – und der Vikar gibt wacker Auskunft, aber weiss: diese Frau will ein Exempel statuieren. Sie will ihn nageln. Mehrere Fluchtversuche scheitern. „Bleiben Sie hier – ich bin noch nicht fertig.“ Bis sie ihn schliesslich fertig macht und ungnädig entlässt mit dem Wort, dass sie unbedingt sagen wollte: „Mir kann niemand helfen ...“

In diesem Fallbeispiel kommt der Vikar nicht gut weg, aber erlebt dennoch keinen beispielslosen Fall ins Nichts. Denn er lernt etwas Entscheidendes über Seelsorge. Dass es nicht um ihn geht, aber über ihn und durch ihn hindurch. Dass sein Eindringen in diesem Fall etwas ausgelöst hat und in der Begegnung etwas passiert ist. Wäre er der, der er heute ist, hätte er mit dem Widerstand gearbeitet, hätte Verständnis signalisiert, nachgefragt, Interesse bekundet, wäre freundlich geblieben – damals war er zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Was kann ich denn tun, wenn ihr niemand helfen kann?

Das liebe Kolleginnen und Kollegen, ist *meine* Geschichte. Aber ich teile sie mit vielen. Ich habe auf mein biographisches „Ich“ verzichtet und in der dritten Person Singular erzählt, um einen Raum zu eröffnen, der mir eine gewisse Distanz erlaubt und Ihnen die Möglichkeit, sich als Dritte im Raum aufzuhalten – sich allenfalls wiederzuerkennen.

Thema meines Vortrags bin ja nicht „ich“, sondern „das Ich“, „Ihr Ich“, „unser Ich“. Das ist ein Thema, das, wenn wir es recht bedenken, uns ständig ein metaphysisches Gruseln bereiten sollte! Denn Seelsorge geht durch uns hindurch. Also haben wir es doch mit uns zu tun. Und darum stehen wir heute vor derselben Entdeckung wie der grosse Berner Sänger in jenem berühmten Coiffeursaloon. Als er sich selbst im Spiegel erblickt und im Spiegel des Spiegels sich selber ins Unendliche vervielfacht sieht, packt ihn die Furcht. Wer bin ich? Ich bin Legion! Und das, was ich im Kern bin, verliert sich im Nichts – wird kleiner als ein „Gufechnopf“.

Dieses Erschrecken gehört zum Phänomen der Selbstbetrachtung. Mit uns selbst werden wir nie ganz fertig. Und damit fertig zu werden, ist für die Seelsorge wichtig.

Darüber will ich nachdenken und austauschen. In einem ersten Schritt im Spiegel der göttlichen Selbstoffenbarung, in einem zweiten Schritt im Spiegel der Theorie und in einem dritten Schritt in der Spiegelung dieser Spiegel. Das hört sich etwas gruselig an – drum sage ich's noch einmal: Was erkennen wir von unserer Identität als Seelsorger, wenn wir im Spiegel ein Ebenbild entdecken, das „Ich bin der ich bin“ sagt, was erschliesst sich uns, wenn wir uns dabei beobachten, wie wir dem anderen begegnen und welche Entdeckungen machen wir über uns, wenn wir den, der ganz bei sich selbst ist mit in unsere Begegnungen mit Menschen hineinnehmen, Menschen, die wir im Aufbruch begriffen sind.

1 Das ‚Ich‘ im Spiegel der Selbstoffenbarung

1.1 Ich bin der ich bin

Wer „ich bin der ich bin“ sagt, hat ein ordentliches Selbstvertrauen. Sie sagt: Ich stehe zu mir selbst. Die Rhetorik der Tautologie dient dem Zweck der Selbst-Feststellung. Die Feststellung, dass etwas so ist, wie es ist, kann freilich auch fatalistisch sein. „Es ist wie es ist!“ - ein fatales oder stoisch-heroisches Glaubensbekenntnis. Oder mit Blick auf den anderen ein resignatives Akzeptieren: „Du bist der Du bist.“

Im „ich bin der ich bin“ schwingt noch ein anderer, nicht feststellender Klang. Wer so spricht, spricht ihn Rätseln und offenbart sich zugleich. Immerhin zitiert sie oder er den Namen Gottes, einen Namen, den andere – aus Ehrfurcht – nicht einmal im Munde führen. Man kann im absoluten „ego eimi“ auch die Stimme des Meisters hören, der die Selbst-Mitteilung Gottes weiterführt. Zu den Ich-bin-Worten gehören auch die kalkuliert absurden Prädikationen: Ich bin Weg, Tür, Licht, Wahrheit, Auferstehung oder Brot. Es sind Ausdrücke eines messianischen Selbstbewusstseins², die das Ich des Hörers provozieren.

Wer ist Er, der das Licht ist? Kann man es sehen? Kann man das Brot, das er ist, kann man ihn essen? Kann man ihm – seiner Wahrheit – trauen? Seine Auferstehung berühren? Wer ist er und wer sind wir, wenn wir die erste Person Singular verwenden? Mit welchem Recht behaupten wir, dass wir Individuen, wie wir uns heissen, unteilbar und einzigartig sind? Und sei es so nur gross wie ein Gufechnopf?

Und als wenn das allein nicht schon schwierig genug wäre! Denen, die sich anderen zuwenden, um für deren Seele zu sorgen, stellen sich neue, abgründige Fragen:

Wer bin ich, wenn ich für den anderen da bin? Wer bin ich für den anderen? Licht am Ende des Tunnels? Türe in die Freiheit? Wahrheit? Oder ist gerade das die gefährliche Verwechslung: dass ich mich selbst als Lichtbringer und -träger – horrible dictu Lucifer – erkläre? Soll ich mich selbst offerieren? Ist das mein Ziel: dass mich andere zum Fressen gerne haben? Wer bin ich, wenn ich kein Brot habe in einer ausweglosen Situation, kein Licht im Dunkel scheint? Wer bin ich, wenn mein Beruf darin besteht, *sein* Brot, *sein* Licht und *seine* Auferstehung zu bringen? Bin ich nur ein „unnützer Knecht“ oder enthusiastischer „Mitarbeiter Gottes“ – ein Nichts oder ein Jemand? Bin ich Rufer in der Wüste und Sand im Getriebe oder einer, der sich anbietet als Karrenschmiere für den Betrieb, die schaut, dass alles rund und nichts aus dem Ruder läuft ...Wer bin ich eigentlich, dass Ihr das mit mir macht?

² Ausführlich zu den biblischen Zusammenhängen Hanne Roose, Ich bin Worte. Der Artikel ist abrufbar unter: <https://www.bibelwissenschaft.de/wibilex/das-bibellexikon/lexikon/sachwort/anzeigen/details/ich-bin-worte-1/ch/81a485a3b4a521bd0024f4161d3cb44b/>

1.2 Ich bin's nur – Selbstprädikation

So verwegen und unheimlich der Verweis auf die göttliche Selbstprädikation zu sein scheint – es gibt eine zweite Linie, die ebenso aufschlussreich ist für das Selbstverständnis der Seelsorge. In Mk 6,50 kommt Jesus den entsetzten Jüngern auf dem See entgegen und tröstet sie mit den Worten „Ich bin's. Fürchtet euch nicht!“.

In dieser Szene lässt sich das $\epsilon\gamma\acute{\omega}\ \epsilon\iota\mu$ am einfachsten im Sinne einer Selbstidentifikation verstehen: „Ihr seht keinen Geist, sondern mich.“ In den exegetischen Untersuchungen zu den Jesuanischen Ich-bin-Worten wird darüber gestritten, ob man die Stelle bei Markus im Licht der alttestamentlichen Selbstoffenbarungsformel JHWHs in Exodus und Deuteronomio lesen kann. Ich meine, man muss. Hier sagt nämlich der, der den See anherrscht und den Dämonen Paroli bietet, ich bin es: mich kennt Ihr! In dieser Begegnung hat das $\epsilon\gamma\acute{\omega}\ \epsilon\iota\mu$ Jesu einen anderen – einen seelsorglichen - Klang. Im Lukas Evangelium ist der Zusammenhang noch deutlicher. Die Stimme des Hirten ist den Schafen vertraut. Es ist nicht die Stimme des Fremden.³ Sie ist identisch mit der Stimme, die wir kennen. Ich riskiere eine Übertragung auf die Seelsorge.

Sagen nicht auch wir? Ich bin's nur. Keine Angst. Ich bin kein Gespenst, auch kein Stellvertreter Gottes – seiner dunklen Seite – oder Interessenvertreter der autoritären Institution, kein vorgezogenes Gericht, kein Kläger des Himmels - ich bin's nur. Ich bin Mensch kein Gott (vgl. Hosea 11), Mitmensch, Freundin, Begleiter, HelferIn ...Fürchte Dich nicht!

Das Wiedererkennen des Menschlichen – das freundliche Antlitz – ist eine Entdämonisierung Gottes. Das Menschliche überträgt sich wieder auf Gott. Zeigt ihn als freundlichen zugewandten gnädigen und barmherzigen Seelsorger. Das Bild im Spiegel des Spiegels ist nicht länger gruselig. Wir leihen uns Messianität, weil wir Gottes freundliche Seite verkörpern.

Das ist okay! Doch auch hier stellen sich Fragen nach der Rolle der Seelsorger. Wenn sie sich allzu vehement von Gottes dunklen Seiten distanzieren und ihrem Gegenüber nur menschliches Antlitz spiegeln, fehlt ein Spiegel und fehlt eine Brechung. Es geht dann nicht ins Unendliche. Das Erschrecken fällt aus. Das ist okay und für das Gegenüber ist es okay. Alles bleibt in der Waagrechten und doch im Lot. Niemand leidet am Gotteskomplex und verwechselt sich mit dem Erlöser. Aber dann kann – unbemerkt – ein Wechsel stattfinden. Ich übernehme seine Rolle als Erlöser, identifiziere mich mit dem Gottaufheller. Schliesslich bin ich barmherzig und gnädig, allvergebend und allversöhnend. Schliesslich entsorge ich religiösen Altlasten, schluck den Abfall und entgifte das Gift der schwarzen Soteriologie, die dem Andern Angst machen könnten. Ich bin's nur, kein Gespenst, klar, aber ich bin doch der ich bin!

³ «Die heilige christliche Kirche, deren einziges Haupt Christus ist, ist aus dem Worte Gottes geboren, im selben bleibt sie und hört nicht die Stimme eines Fremden.»

2 Ein Ordnungsversuch

2.1 Freudscher Versprecher

Zweiter Spiegel: Gehen wir daran, die verwirrenden Bilder der Ich-Spiegelung im Ebenbild Gottes poimenisch zu reflektieren.

Poimenik ist eine Praxis-Theorie, also systematisch geordnetes Professionswissen, das Seelsorgern hilft, Erfahrung vor- und nachzubereiten, aber Erfahrung nicht ersetzen kann. Seelsorgetheorie reflektiert Fälle und bietet Regeln an, um mögliche Interventionen zu bedenken – aber auch Scheitern präventiv zu verhindern.

Seelsorgetheorie bietet auch Hilfen, um sich im egologischen Strudel zurechtzufinden. In erster Linie ist es die Hilfe einer entwickelten Berufsidentität. Es soll das, was dem Vikar geschieht, dem erfahrenen Seelsorger nicht passieren: dass er aus dem Konzept gerät, weil er sich als Person infrage gestellt, verunsichert, angegriffen fühlt und fertig gemacht wird.

Was er lernen muss: dass sein Beruf-Ich nicht identisch ist mit seinem Person-Ich. Nicht ich bin es, der angegriffen oder geliebt wird – ein Anderer ist dazwischen. In diesem Zwischenraum geschieht etwas, das ich nicht durchschaue, aber das ich im Moment zu deuten versuche. Selbstreflexion ist Teil des Geschäfts. Ich schaue mir selbst zu, höre mich sprechen, höre mir beim Hören zu und registriere, was mit mir passiert: die Erschütterung oder das feine Beben der Angst in mir, dass ich nicht weiter weiss; die Ahnung, dass die schroffe Abwehr meines Gegenübers eine Maske ist, um ihre Trauer zu verbergen; ich ahne es, weil ich mich nicht angegriffen fühle; die Hoffnungslosigkeit, die einen Sog entwickelt, der mir die Brust zuschnürt; das Gefühl, es saugt mich jemand aus ...

Mein „Personen-Ich“ wird zur Projektionsfläche, das ich in gleichschwebender Aufmerksamkeit beobachte, ein Fenster, durch das ich Dinge erkenne. Dass eine solche Ich-Verdoppelung gelingen kann, ist ein Freudscher Versprecher. Man muss das psychoanalytische Theoriegerüst nicht samt und sonders übernehmen, um den heuristischen Nutzen aus seinem Zugang abzuschöpfen: Übertragung und Gegenübertragung sind Dynamiken, durch die ich Einsichten gewinnen kann, die mich den anderen besser verstehen lassen.

Das, was abgeht in „mir“, wird als Zeichen dafür interpretiert, was vorgeht beim Anderen. Es sind Zeichen, die „ich“ deuten muss, wenn ich „mich“ für den andern besser verstehen will. Als Interpret meiner selbst bin ich gezwungen, mich selber zu beobachten. Mir selbst zuzutrauen, dass ich mich getraue, mir ins Angesicht zu schauen und das metaphysische Gruseln auszuhalten, das mich befällt, wenn mir nicht gefällt, was ich da alles im Hintergrund und Abgrund sehe. Denn ich schaue mich – Sünder der ich auch bin: mühsam beherrschte Wut, Lust, Neid, Langeweile, Trägheit, Kleinglaube an.

Die psychoanalytisch inspirierte Sortierung und Formierung des professionellen vom biographischen oder persönlichen Ich ist damit nicht annähernd beschrieben. Mein Über-Ich zwingt mich zu dieser Bemerkung. Ich weiss, dass ich vereinfache, aber Sie sollen wissen, dass ich es weiss. Schliesslich bin ich kompetent, weil ich weiss, und nicht, weil ich nicht weiss.

1.3.2 Das kompetente „Ich“

Das ist typisch für *mein* professorales Professions-Ich. Ich bin Wissensträger. Aber die Seelsorgerin? Als Besserwiserin wäre sie schnell aus dem Spiel. In der Seelsorge sind andere Kompetenzen und Intelligenzen gefordert. Die tiefenpsychologisch inspirierte Pastoralpsychologie betonte die therapeutische Hermeneutik. Die von der personenzentrierten Therapie geprägte klinische Seelsorge hält sich an der Empathie. Wieder anders versteht sich und agiert das Ich, das die Allparteilichkeit im System übt. Wo und wie immer Seelsorgetheorie ansetzt: sie arbeitet an der Kompetenz eines Berufstätigen und hilft dadurch, ein professionelles Selbstbewusstsein auszubilden.

Das Ziel ist ein kompetentes „Ich“. Ich kann etwas. Ich habe eine seelsorgliche Identität. Sie wird erreicht durch Aneignung einer Technik, Erfahrungen, die reflektiert werden, durch Feedback der Kolleginnen. Dabei spielt die Selbst-Deutung eine zentrale Rolle. Ich bin es gewohnt mein Gegenüber zu sein, weil ich durch mich hindurch auf andere wirke oder die Wirkung anderer auf mich interpretiere. Ich bin es gewohnt ein Feedback zu bekommen, weil ich weiss, dass das Fenster, durch das ich schaue, blinde Flecken hat und ich andere brauche, die mir über mich sagen, was ich nicht sehe.

Seelsorgliche Identität bezieht sich in diesem Fall und auf die Aussage: ich bin Seelsorgerin von Beruf und das heisst, auf die Kompetenz, die beiden „Ich“ aufeinander zu beziehen.

Die Rede von der Identität schliesst mit ein, dass ich mich entwickle, immer mehr zu mir selbst finde und als Persönlichkeit reife. Die persönliche Reifung und die berufliche Erfahrung bilden einen Klangraum der Kompetenz. Es ist der Zusammenklang einer entwicklungspsychologischen und einer professionslogischen Reife, die kongruent gedacht wird - wie in einer Doppelhelix –spiralförmig sich entfaltend um eine unsichtbare Mittelaxe auf ein Ziel verweisend, das immer angestrebt, aber nie erreicht werden kann.

3. Das Ich im Aufbruch – theologische Identität

3.1 Kritik am Konstrukt Identität

Seelsorgliche Identität lässt sich so bestimmen – ist damit aber nur zur Hälfte bestimmt. Wir studieren Theologie und nicht Psychologie. Was ich zum professionellen ‚Ich‘

bislang ausführte, ist bezeichnenderweise psychologisches Wissen. Bekanntlich lässt sich an dieser Front trefflich darüber streiten, wer mehr zu sagen hat: Theologie oder Psychologie. Das ist langweilig. Interessanter ist, nach der jeweiligen Weisheit zu fragen, die in beiden Wissenschaften gepflegt wird – nach Koalitionen zu suchen und vor Kollisionen nicht zu erschrecken.

In der interdisziplinären Hermeneutik spricht man von Perspektivenwechsel. Mit meiner Metapher gesagt: wir spiegeln. Bekanntlich hat die Psychologie eine religionskritische Weisheit, die hilft, die gruseligen Seiten der Metaphysik besser zu erkennen. Gottesvergiftungen und Gebetsverkrüppelungen müssen therapiert werden. Auch die Theologie bietet eine kritische Weisheit an. Auf sie konzentriere ich mich, denn sie setzt bei einigen Voraussetzungen Entwicklung zum kompetenten Ich Fragezeichen.

3.1.1 Die diffuse Identität der seelsorglichen Tätigkeit

Dahinter stehen alternative Konzepte der seelsorglichen Identität. Sie orientieren sich nicht an einer Professionalität, die sich durch Kompetenzerwerb profiliert, sondern an der Profession, die das Verkündigungsamt und den Hirtendienst vereint. In der römisch-katholischen Sichtweise müsste noch vom Priesterlichen die Rede sein. In der kerygmatischen Tradition wurde das Prophetische stärker betont, und sowohl die Nähe zum Arzt wie dem Priester scharf zurückgewiesen. Ich denke an Dietrich Bonhoeffer, Hans Asmussen und Eduard Thurneysen. Das sind alte Spiegel – zugegeben. Aber das Problem, das sich in diesen Frontstellungen offenbart, ist zumindest für das Gemeindepfarramt nicht gelöst. Welche seelsorgliche Identität pflege ich, wenn ich als Pfarrerin auftrete?

In der neueren Diskussion tauchen denn auch andere Kompetenzmodelle auf. Solche die sich von der therapeutischen Profession weg bewegen hin zur Begleiterin auf Zeit, zur beratenden Person oder zum Coach. Es ist das diffuse Beruf-Ich einer Generalisten-Profession, die im theoretischen und methodischen „Tsunami“ seit den 1960er Jahren, im Plural der Ansätze nicht mehr klar kommt. Mit einer gefährlichen Tendenz, dass man meinen könnte, „Seelsorgern“ könne vom alltäglichen Gespräch bis zur hochstrukturierten Sitzung mit einem Klienten alles sein.

3.1.2 Manfred Josuttis – Konversion statt konservierte Identität

Parallel zu diesem wachsenden Unbehagen ist auch in den Sozialwissenschaften zunehmend Kritik am epigenetischen Identitätskonzept nach Erikson laut geworden. Ende 1990er Jahren prägte Heiner Keupp den Begriff der Patschwork-Identität (1999). Andere sprachen auch von multipler Identität. Eriksons Idee eines festen Personenkerns wurde als zu stabil kritisiert. Die postmoderne Kultur kennt keine grossen Geschichten, die den Sinnschirm über das Leben aufspannen, es gibt keine kollektiv geteilten Riten, die einem im Kosmos beheimaten und auf der Ebene der individuellen Lebensführung gibt es zwar starke Normierungen durch die Allgegenwart des Marktes, aber keine

Normalbiographie mehr. Man wählt, sammelt und bastelt, was das Zeugs hält. Das Ich zerfällt und der Spiegel ist zersplittert. Eriksons Idee einer direktionalen Entwicklung zur Reife, wird multidirektional und das Ich als Instanz multilokal. Ich bin, aber kann auch ganz anders wird zum Motto.

Es ist sicher kein Zufall, ist die Euphorie aber auch der Furor, den diese Analyse vor zehn Jahren auslöste, deutlich verklungen. Bei so viel Unübersichtlichkeit ist zwangsläufig eine ordnende Mitte gefragt, die im Chaos nicht untergeht. Das „Selbst“ hat wieder an Terrain gewonnen, muss aber, um diese Aufgabe wahrzunehmen, unterstützt werden. Ein neuer Therapie- und Beratungsboom hält die Aktien der Ratgeberindustrie im ständigen Hoch. Noch ist kein Kurssturz zu befürchten. Allein die Kirche scheint davon nicht profitiert zu haben.

Es gibt aber ein bemerkenswertes Comeback. Die unheimliche Vermehrung der Konzepte hat sozusagen wieder Raum geschaffen für alternative – und alte – Seelsorgekonzepte, die quer zur Logik des Kompetenzmodells stehen. Ich sehe hier eine Parallele zum Identitätsdiskurs. Andreas von Heyl schreibt in einem Text mit dem treffenden Titel „Der gebrochene Spiegel. Zur Identitätsbildung in der modernen Gesellschaft“ der Kirche vor, sie müsse „den in der dünnen Luft postmoderner Beliebigkeit immer hektischer agierenden Menschen vermitteln, dass sie die tief im Innern wurzelnde ‚Sehnsucht nach Leben‘ eben nicht in der anstrengenden Jagd nach immer noch stärkeren Erlebnissen und Beziehungen stillen können, sondern nur durch Einüben ins ‚Loslassen‘ und langsam reifende Konzentration auf die innere Welt.“⁴

Manfred Josuttis knüpft hier an und widerspricht zugleich. „In der Gesellschaft wird personale Identität gefährdet oder beschädigt, in der Kirche versucht man, gefährdete Identität zu stabilisieren. Die TheologInnen greifen dabei nicht zuletzt auf die Identitätskonzepte zurück, weil sie mit ihrer Hilfe das gesellschaftlich angegriffene christliche bzw. pastorale Selbstbewusstsein zu fundieren vermögen.“⁵

Das muss scheitern. Josuttis erinnert an Henning Luther – an die prinzipielle Ich-Fragmentarität der Ich-Identität, die weder zu leugnen noch zu verdrängen sei. Aber er erinnert auch an die zweite Seite dieser christlichen Identitätskonzeption: „Wer vom Geist Gottes erfasst und in die Geschichte Jesus verwickelt ist, dessen fragmentarische Identität partizipiert an der Vollendung des Auferstandenen.“⁶

Wie kommt man aber zu dieser Partizipation? Weder durch Verlängerung noch durch Kompetenzsteigerung, sondern durch eine radikale Umstrukturierung der Lebenseinstellung: eine Konversion. Das Identitätskonzept ist eine Feststellung der Ressourcen, das Konversionskonzept die Umstellung des Gewohnten. Vorbild ist Paulus. Er sagt nicht: ich bin der ich bin – ein Jude mit pharisäischen Kompetenzen in Sachen Schriftauslegung und Gesetzesgehorsam. Er sagt: Nicht ich bin, aber Christus in mir. Er

⁴ In: Dietrich Stollberg, Identität im Wandel in Kirche und Gesellschaft, Göttingen 1998, 23-33,31f.

⁵ Manfred Josuttis, Identität und Konversion, in: Stollberg, ebd., 118-127,120.

⁶ Ebd, 126.

sagt nicht: ich bin nichts oder Fragment; er sagt, ich bin ein neues Geschöpf. Durch die Konversion ist er sich selbst fremd geworden – sieht sich und seine Welt neu.

Josuttis' Ansatz finde ich interessant – und gefährlich, weil er theologische Fragen stellt, die er nicht beantwortet. Denn auch im Konversionsmodell steckt eine Identitätstheorie.

Ich-Identität wird nicht ausgelöscht. Sie wird aber via ein externes Subjekt eingeholt. Ich bekomme eine neue Identität, die ich überstreife, wie ein weisses Taufkleid, nachdem ich symbolisch gestorben bin. Ich werde identifiziert. Extra. Einmalig. Einzigartig. Ich identifiziere mich mit seiner Geschichte und höre für mich, was für ihn gilt: Du bist mein Sohn.

Das ist die Pointe, die dann in Josuttis' energetischen Modell wieder verloren geht: ich identifiziere mich nicht mit dem „Ich bin“ des Schöpfers oder des Erlösers, sondern mit dem, der von Gott als Mensch identifiziert wird. Pneumatologisch gesprochen bin ich Geistträger und nicht Lichtquelle. Ich bin erlöst und nicht Erlöser. Darum schaue ich, wenn ich den Spiegel schaue, sein Ebenbild und nicht mein Spiegelbild.

3.2 Identität in der Spannung von Selbst und Nicht-Ich

3.2.1 Alexander Deeg – liminale Identität

In einem Aufsatz über die „Externität der Identität“ nimmt Alexander Deeg Josuttis Ansatz auf, führt ihn auf originelle Weise weiter und schlägt zugleich eine Brücke zur seelsorglichen Identität. Deeg nimmt die ganze Bibel in den Blick und fragt nicht nur nach dem messianischen Menschen – dem Hirten! Er fragt nach dem Mensch, der sich im Aufbruch befindet, weil er von Gott gerufen wird und geht.

Identität geschieht auf dem Weg – sie wird in der Nachfolge, aber bleibt offen. Liminale Identität nennt es Deeg in Anlehnung an die Ritualtheorie Turners. An Übergängen des Lebens werde ich Grenz- und Schwellenräume hineingeführt, in denen es drunter und drüber geht, ich neu formiert und neu orientiert werde. Das biblische Ich, das mit Abraham in das fremde Land zieht, sagt dann – auch in ungewissen dunklen Stunden – hinnen, hier bin ich.

Dietrich Bonhoeffers bekanntestes Gedicht nach den „Wunderbaren Mächten“ heisst „Wer bin ich?“

Es endet mit den Zeilen: „Wer bin ich? Einsames Fragen treibt mit mir Spott. / Wer ich auch bin, Du kennst mich, Dein bin ich, o Gott.“⁷

Die Wendung zum Gebet ist Hinweis auf ein Ich, das sucht und sich endlich birgt. Gweohntes ist in Frage gestellt. Aber am Ende wird es heilsam unterbrochen.

⁷ Widerstand und Ergebung, Gütresloh 1983, 179.

3.2.2 Fazit

Ich versuche ein Fazit.

Auf dem Hintergrund eines kompetenten Selbst müsste man behaupten: Je grösser die Abhängigkeit von Gott, desto schwächer wird das Ich. Auf dem Hintergrund einer mystischen Identifikation gilt das Gegenteil: Je kleiner mein Ego, desto stärker wirkt Gott.

Nichts wäre dümmer als eine Alternative aufzustellen und zu behaupten, dass ein kompetentes Ich nicht beten dürfe oder wenn ein Profi betet, der Beweis seiner Inkompetenz geliefert sei.

Das mystische Nicht-Ich und das kompetente Selbst sind zwei Pole einer Spannung, die sich gegenseitig kritisch in Frage stellen. Eine verabsolutierte Kompetenz verzerrt die nötige Selbstbeherrschung zum herrischen Selbst, zum selbtherrlichen Ego; ein verabsolutiertes Nicht-Ich steht in Gefahr, einen enthusiastischen Wechsel zu vollziehen. Die eigene „Kenosis“ wirkt wie ein Sog, auf den „theurgisch“ reagiert wird.⁸

Sagen wir es mit Blick auf das kompetente Ich so: es ist gut und es ist professionell, wenn ich mir bewusst bin, dass ich in jeder Begegnung mit einem Menschen interpretiere, aber die Herrschaft des Interpreten über seine Interpretationen begrenzt ist. Die Interpretation brennt mit dem Reiter durch und wirft ihn ab! Es bricht ihm womöglich das Genick! Man kann sich vergaloppieren und dann fragen: Was hat mich bloss geritten? Man kann sich in sich selbst täuschen. Man kann sich selbst an der Nase herumführen – und erfolgreich verdrängen, was im Johari-Fenster der blinde Fleck und das Unbekannte (Unbewusste) heisst.⁹

Wer bin ich? Ich sehe mir ins Gesicht und sehe keine Fratze, nicht Sünder und keinen Meister; ich erkenne Christus, der mich anschaut und mich interpretiert und sich nicht verrennt. Ich weiss jetzt, wer ich bin. Nennen wir es nicht-narzistische Selbstnächstenliebe, die seelsorgliche Identität ausmacht. Denn wer die biblische Rede der Nächstenliebe angenommen hat, weiss, dass in jedem Gegenüber – ob lahm, blind oder taub, ja selbst im Feind, ja selbst im Spiegelbild Christus selbst begegnet. Mein Gegenüber bin ich, kein abstrakter Mensch, sondern unverwechselbares und einzigartiges Geschöpf. Ich bin ich und nicht ich. Die Christusikone wird zum Symbol des geheiligten Menschen, die das Gruseln stoppt. Credo ergo sum. Ich sehe ihn, also bin ich. Ich erkenne an mir und durch mich, wenn ich dem Nächsten im Spiegel der Seelsorge begegne, Christus. Also ist der Zwischenraum, den ich durch das Aufschliessen meines Ichs dem anderen anbiete, in Christus selbst geöffnet und begrenzt, gehalten und gefüllt durch seinen Geist.

⁸ <http://de.wikipedia.org/wiki/Theurgie>

⁹ Luft, J. & Ingham, H. (1955). The Johari Window, a graphic model for interpersonal relations. Western Training Laboratory in Group Development, August 1955; University of California at Los Angeles, Extension Office